

## **Kathleen Canning, Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850-1914\***

Die theoretische und methodische Neuvermessung der Arbeitergeschichte dauert nun schon weit über ein Jahrzehnt: Alltagsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte, schließlich der „linguistic turn“ - die Vertreterinnen und Vertreter der neueren historiographischen Ansätze haben mit einigem Erfolg daran gearbeitet, die konzeptionellen Blockaden der strukturellen Erklärungsmodelle, wie sie in der Arbeitergeschichte der siebziger und achtziger Jahre vorherrschten, abzutragen. Im Mittelpunkt der Kritik stand und steht das lange und insbesondere in der deutschen Historiographie favorisierte Modell der Klassenbildung mit seinen teils expliziten, teils impliziten modernisierungstheoretischen Vorannahmen sowie seinen Kohärenz- und Homogenitätskonstruktionen. Seit 1992 hatte Kathleen Canning, die sich im Rahmen ihrer Dissertation schon seit längerem mit der Geschichte der Textilindustrialisierung beschäftigte, in mehreren Aufsätzen die wesentlichen Einwände gegen dieses Modell der Klassenbildung eindrucksvoll ausformuliert und erste Gegenentwürfe präsentiert,<sup>1</sup> und so durfte man gespannt sein auf dieses Buch.

Um es gleich vorweg zu sagen: Das Warten hat sich gelohnt! Canning präsentiert eine Studie zur Geschichte der Industrialisierung in Deutschland, die in mehrfacher Hinsicht beeindruckt. Am Beispiel der Entwicklung der

---

\* Kathleen Canning, *Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850-1914*, Ithaca/London (Cornell University Press) 1996, 343 S., \$ 33.50.

<sup>1</sup> Kathleen Canning, *Gender and the Politics of Class Formation: Rethinking German Labor History*, in: *American Historical Review* 98 (1992), S. 736-368; dies., *Gender and the Culture of Work: Ideology and Identity in the World behind the Mill Gate, 1890-1914*, in: James Retallack/Larry Eugene Jones (Hg.), *Elections, Mass Politics, and Social Change in Modern Germany: New Perspectives*, New York 1992, S. 175-199; dies., *Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung*, in: Hanna Schissler (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1993, S. 139-163.

rheinisch-westfälischen Textilindustrie zwischen 1850 und 1914 geht sie den strukturellen Veränderungen und dem Bedeutungswandel von Frauenfabrikarbeit in diesem Zeitraum nach. Daß hier die Textilindustrie als Ort der Untersuchung gewählt wird, leuchtet unmittelbar ein, war doch die Textilindustrie bis weit über den Ersten Weltkrieg hinaus der größte industrielle Arbeitgeber von Frauen, entwickelten sich hier die Konflikte um Frauen- und Männerarbeit in aller Härte, wurden von hier ausgehend die Diskurse über die Soziale Frage nachhaltig geprägt und so auch die Sozialpolitik und damit die Entwicklung des Sozialstaates im Deutschen Reich entscheidend beeinflusst.

Auf allen diesen Ebenen, so die von Canning vertretene These, erweist sich „Geschlecht“ nun als zentrale Kategorie. „Geschlecht“ erhält damit im Unterschied zu den theoretischen Vorgaben des „Klassenbildungsmodells“ eine herausragende Bedeutung für das Verständnis von „Klasse“ und vermag diese in neuer Weise historisch zu kontextualisieren sowie monolithische Konstruktionen und unfruchtbare Dichotomien sozialgeschichtlicher Konvenienz aufzulösen. Statt „Klasse“ oder „Geschlecht“ also nun das konsequente Zusammendenken von „Klasse“ und „Geschlecht“, auf diese knappe Formel läßt sich das konzeptuelle Ziel dieses Buches bringen. Canning verbindet sozial- wie diskursgeschichtliche Perspektiven, ohne jedoch die eine gegen die andere auszuspielen. Entsprechend, so legt sie einleitend dar, verwendet sie ein eher als „weich“ zu charakterisierendes Diskurskonzept. Es ist ein Konzept, das von Foucault beeinflusst jedoch nicht die radikaleren Positionen des „linguistic turn“ teilt, wie sie etwa von Joan Scott formuliert worden sind,<sup>2</sup> Erfahrungen und Subjekte („agency“) ebenso zuläßt wie es eine wechselseitige Beziehung zwischen Diskursen und materiellen Realitäten postuliert (S. 10 f.).

Die Untersuchung ist in drei Teile gegliedert. Den thematischen Schwerpunkt des ersten bildet zunächst ein Überblick über die strukturelle Entwicklung der Textilindustrie, ihren Übergang von der Heim- zur Fabrikindustrie, der im weiteren dann für sechs ausgewählte niederrheinische und westfäli-

---

<sup>2</sup> Joan W. Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988; dies., *The Evidence of Experience*, in: *Critical Inquiry* 17 (1991), S. 773-797.

sche Beispiele genauer ausgeleuchtet wird, nämlich für die Baumwollindustrie in Mönchen-Gladbach, für die Wollindustrie im Aachener Raum und um Lennep im Wuppertal, für die Bielefelder Leinenindustrie und die Samt- und Seidenindustrie in den niederrheinischen Regionen um Krefeld und Kempen. Die einzelnen Fallstudien schildern die Entwicklungen von Männer- und Frauenarbeit im Übergang von der handwerklichen Produktion zur Fabrikenproduktion und zeigen, wie sich je nach örtlichen Traditionen (Formen der Arbeitsteilung in der Hausindustrie oder handwerkliche Traditionen) und Arbeitsmarktsituationen (Erwerbsalternativen in anderen industriellen Branchen oder in der Landwirtschaft) unterschiedliche Bedeutungen und Bewertungen von Frauen- und Männerarbeit entwickelten. Diese Abschnitte gehören in ihrer trotz aller detaillierten Analyse beeindruckend knappen Darstellung zum besten, was ich zu diesem Thema in den letzten Jahren gelesen habe. Die örtlich je unterschiedlichen Konstellationen, so vermag Canning zu zeigen, erklären schließlich auch, warum mancherorts der Einzug der Frauen in die mechanisierten Textilfabriken massive Proteste männlicher Weber und Spinner hervorrief, während er anderenorts keinerlei Anlaß zu Auseinandersetzungen bot. Die zeitgenössische Deutung als „Verweiblichung“ der Industriearbeiterschaft, als „Verdrängung“ der männlichen Arbeitskräfte und schließlich als „Entweiblichung“ der heimindustriellen Haushalte entschlüsselt Canning so als Sprache des Protests männlicher Weber und Spinner gegen die Entwertung von physischer Kraft und Qualifikation, gegen den Verlust männlicher Kontrollmacht über Arbeit und Einkommen der Familienmitglieder und schließlich als rhetorische Strategie der Industrialisierungskritik in den Organisationen der frühen Arbeiterbewegung und der Sozialreform.

Die diskursiven Verschiebungen dieser Debatten um die Frauenarbeit stehen dann im Vordergrund des zweiten Teils der Untersuchung. Den Schwerpunkt bilden nun die sich seit den 1870er Jahren entwickelnden sozialreformerischen und sozialpolitischen Diskussionen über die neue soziale Frage der Frauenarbeit, über Arbeiterinnenschutz, Häuslichkeit und Mutterschaft. Diese Diskussionen werden sinnvollerweise auf der nationalen Ebene betrachtet. Canning zeigt, daß „Arbeiterfrage“ und die Frage der „Frauenfa-

brikarbeit“ bis in die 1880er Jahre hinein ein gemeinsames diskursives Feld bilden, in dem von politischen Parteien wie von bürgerlichen Sozialreformatoren, Vertretern der Kirchen wie der Bürokratie und der Regierung mit der „Zerstörung der Familie“ die Folgen der Industrialisierung kritisiert und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen debattiert werden. Erst seit den 1890er Jahren erscheinen „Arbeiterfrage“ und „Frauenarbeitsfrage“ als zunehmend getrennte diskursive Felder, auch wenn die „neue soziale Frage“ der Frauenfabrikarbeit zunächst noch keineswegs klar definiert ist. Dient zunächst „Häuslichkeit“, die Arbeit von Frauen im Haushalt und für die Familie, als Bezugspunkt für die Debatten um die Frauenfabrikarbeit, geraten unter dem Einfluß einer Neuformierung des imperialistischen Nationalstaates um die Jahrhundertwende zunehmend der Frauenkörper und das Gebären in den Blick und werden als neue Arenen staatlicher Interventionen ausgemacht. Mit der Zuschreibung der vorrangigen Aufgaben von Frauen als Hausfrauen und Müttern wird zugleich von BefürworterInnen wie von Gegnern weiblicher Fabrikarbeit eine Trennung zwischen männlichem Ernährer und weiblichen „Zuverdienerinnen“ definitorisch festgeschrieben und diese Trennung als Objekt wie als Lösung der sozialen Frage verhandelt. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges, so resümiert Canning, sind die Grenzen zwischen Familie und Öffentlichkeit, zwischen Haushalt und Fabrik, zwischen Frauen- und Männerarbeit sowie zwischen Frauen- und Männerkörpern in neuer Weise vermessen und festgeschrieben. Canning geht es in diesem Teil der Arbeit vor allem um den Entwurf einer neuen Argumentation, um ein „Narrativ“, das es erlaubt, die angestrebte Verknüpfung von geschlechtergeschichtlicher und arbeitergeschichtlicher Perspektive zu erreichen. Weniger in der Darbietung neuer Befunde wie im ersten Teil der Studie, sondern in der Art und Weise ihres argumentativen Arrangements, in der Zusammenschau manches Bekannten überzeugt dieser zweite Teil, in dem es gelingt, bislang disparat Erscheinendes in einer diskursiven Genealogie miteinander zu verbinden.

In welcher Weise die geschilderten diskursiven Entwicklungen schließlich Bedeutung für die Erfahrungen von Textilarbeiterinnen gewannen, wird dann abschließend im dritten Teil der Studie untersucht, der sich wiederum

vor allem auf der regionalen Ebene der rheinisch-westfälischen Textilindustrie bewegt. Die Begrenzungen des überlieferten Quellenmaterial überwindet sie durch geschickte Auswahl und Komposition der Untersuchungsgegenstände, gewinnt auch hier vielfältige neue Einblicke. Nicht zuletzt vermag Canning in der Auswertung von Arbeiterstammrollen aus sieben rheinisch-westfälischen Textilbetrieben, langgehegte Mythen der Arbeitergeschichte zu widerlegen: Im Untersuchungszeitraum erscheinen Textilarbeiterinnen keineswegs als die un stetigen, häufig die Arbeitsplätze wechselnden, unqualifizierten und randständigen Belegschaftsteile, denen es nicht gelang, Berufs- und Arbeitsidentitäten zu entwickeln, wie dies schon die zeitgenössische Arbeiterbewegung darstellte. Vielmehr zeigt die Analyse von weiblichen und männlichen Arbeitskarrieren, daß Frauen einer über lange Zeiträume stabilen Stammarbeiterschaft zuzurechnen sind, die als Arbeiterinnen ihren Arbeitserfahrungen und den sozialen Netzen in der Fabrik hohe Bedeutung zumaßen. So sehr auch in den an sie herangetragenen Zuschreibungen Familie und Fabrik als getrennte Bereiche erscheinen mochten, in ihren Lebens- und Arbeitsidentitäten überschritten sie tagtäglich diese Grenzen. Nicht diese Grenzen selbst, sondern der Versuch, beide Bereiche auszubalancieren, charakterisierte, so resümiert Canning, Erfahrungen von Arbeit und Politik der Textilarbeiterinnen, innerhalb und außerhalb der Fabrik. So wie bereits in den vorhergehenden Kapiteln der Studie wird auch hier die Dichotomie von privat und öffentlich, von Haushalt und Fabrik als diskursive Strategie, als Rhetorik der Industrialisierung immer wieder aufs Neue dekonstruiert und konsequent analytisch überwunden. Dies zählt ohne Zweifel zu den großen Stärken dieser Untersuchung.

Man legt dieses Buch schließlich mit zahlreichen neuen Einsichten und beeindruckt von der Stringenz der vorgetragenen Argumentation aus der Hand. Bei aller positiven Einschätzungen bleibt jedoch ein Einwand: Es ist sicherlich im Interesse von Leserinnen und Lesern, wenn Anmerkungen auf das Notwendigste beschränkt werden. Aber der weitgehende Verzicht, auf einschlägige Arbeiten deutschsprachiger Historikerinnen und Historiker zu verweisen, macht sich, je länger man liest, doch störend bemerkbar. Auch wenn es vermutlich nordamerikanischen Marktgepflogenheiten und insbe-

sondere Verlagswünschen zuzurechnen ist - so getrennt, wie es die Fußnoten ausweisen, sind angloamerikanischer und deutschsprachiger historiographischer Diskurs dann aber doch nicht.

*(Susanne Rouette)*